



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

L., W.: Voltaire von Strauß.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sind von Napoleon gänzlich abgewiesen. Die englische Regierung hat also Grund genug, sich verletz zu fühlen, und dies Gefühl könnte, unterstützt von den Klagen des Handels über die Störung der Schifffahrt, England doch allmählig mehr auf unsere Seite drängen, als Frankreich lieb sein kann.

### Voltaire von Strauß.

Voltaire. Sechs Vorträge von David Friedrich Strauß. Leipzig. S. Hirzel 1870.

Gerne vergnügen wir uns noch heute an den Wiken, die einst Weimar und Jena gegen die untergeordneten Helden der Aufklärung versandten. Doch wenig gemein hat damit die Stimmung, in welcher wir heute auf das ganze Jahrhundert zurückblicken. Die Tage sind vorbei, da man zuerst an Friedrich Nicolai dachte, wenn von Aufklärung die Rede war. Seitdem wir nicht mehr unter der unmittelbaren Wirkung der großen Revolution stehen, die uns von der Zeit unserer Urgroßväter trennt, haben wir gelernt, gerechter von ihr zu denken. Je weiter es zurücktritt, um so größer steigt vor uns das Zeitalter auf, das Leibniz beginnt und Kant abschließt. Wir stehen auf seinen Schultern, seine Kämpfe sind noch unsere Kämpfe, und unserer Generation, welche der verwunderte Zeuge eines ökumenischen Concils geworden ist, (der rückläufigen Bewegungen in der anderen Kirche nicht zu gedenken), stünde am wenigsten an, mit Geringschätzung auf ein Zeitalter herabzusehen, das den Kampf gegen das Vorurtheil zuerst systematisch und in geschlossenen Massen begonnen, das Banner der Aufklärung und Toleranz frohlockend aufgefplant und in dem Ideal einer reinen Menschlichkeit geschwelgt hat. Denn das ist es, was heute noch die Physiognomie jener Geistesart so anziehend macht: die feste Energie, mit welcher sie die Hindernisse aus dem Weg räumt, die jugendliche Frische, mit der sie nach den Zielen sich streckt, und die auch da noch anmuthet, wo es neben das Ziel oder darüber hinaus ging. Wie Eine große Familie erscheinen die Culturvölker, verbunden zu gegenseitiger Handreichung. Nicht von tausend Interessen, wie die unsrige, sondern von Einem Interesse scheint jene ganze Zeit erfüllt. Uebermüthig und verwegen, es ist wahr, spottet sie der weggeworfenen Ketten, aber so ist die Art der Jugend. Auch begegnen uns Züge wenig erfreulicher Frühreise, aber der Eindruck tüchtiger Gesundheit herrscht vor, und man darf sagen: was heute wahrhaft gesund ist, knüpft in irgend einer Weise wieder an die Traditionen von damals an. Denn nur da schütteln wir den Kopf, wo die Aufklärung sich allzufrüh bescheiden, ihre Resultate feststellen und in der eigenen Weisheit sich selbst bespiegeln wollte. Nicht auszuruhen war ihr

gegeben, sondern vorwärts zu dringen und immer neue Thüren zu eröffnen. Nicht der Besitz der Wahrheit ist ihr Ruhm, sondern das Suchen der Wahrheit, und was Lessing von sich selber sagte, ist zugleich die Ueberschrift für die besten Tendenzen seines Jahrhunderts.

Schon vor Jahren hat Strauß nachdrücklich den Anwalt des achtzehnten Jahrhunderts gemacht. Als er seine Schrift über Keimarus herausgab, schrieb er im Eingang: „Das neunzehnte Jahrhundert hat eine reiche Erbschaft angetreten; aber selten ist auch ein reicher Erbe gegen den Erblasser undankbarer gewesen. Beinahe bis in die Mitte unseres Jahrhunderts hinein war die Geringschätzung des vorigen guter Ton. Kaum glaubte einer Geist zu haben, wenn er nicht die sogenannte Aufklärung geistlos fand, und die Tiefe des eigenen Denkens wurde oft nur durch den Spott über die Nichtigkeit des Rationalismus bekrundet. Das achtzehnte Jahrhundert war leicht, weil es klar war; weil es viel Verstand hatte, schien es wenig Geist zu haben. Einseitig war das achtzehnte Jahrhundert, das ist gewiß; aber kräftige Einseitigkeit ist allemal der Charakter geschichtlicher Fortschrittsperioden, während satte Vielseitigkeit die Zeiten des Stillstands bedeutet. Das achtzehnte Jahrhundert war unhistorisch, es verstand eigentlich nur sich selbst; um so klarer mußte es aber auch, was es wollte und sollte.“

Das erste Wort einer geschichtlichen Würdigung der Aufklärungszeit verdanken wir im Grunde Hegel, der mit seiner ersten Bildung selbst in ihr wurzelt, und es ist doch nicht zufällig, daß in neuerer Zeit gerade aus seiner Schule eine Anzahl bedeutender Schriften über die Literatur des 18. Jahrhunderts hervorgegangen ist. Das Hegel'sche System gehört freilich der späteren Zeit an, die sich so vornehm erhaben über die nächstvorangegangene mußte. Es ist der philosophische Ausdruck einer Bildung, die unsre klassische wie unsre romantische Literatur zu ihrer Voraussetzung hat. Allein wer die Geschichte als den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit definierte, durfte die Dienste, die jenes Jahrhundert dem Fortschritt des Menschengespirits geleistet hat, nicht verkennen; und die Methode ausgleichender Gerechtigkeit für alle rückwärts liegenden Momente der Geschichte hat auch der Periode der Aufklärung ihr Recht widerfahren lassen müssen. Insofern ist unser heutiger Gesichtskreis ohne Frage weiter und freier. Vornehmlich in der Schule Hegels ist der geschichtliche Sinn gebildet worden, dessen wir uns rühmen dürfen. Jede vergangene Richtung ist uns der vernünftigste Theil eines vernünftigen Ganzen; sie hat nie die ganze Wahrheit, aber Wahrheit ist auch in ihr. Und von den einzelnen Personen gilt dies nicht minder als von ganzen Zeiten. Nicht von unserem, d. h. von einem fremden Standort, sondern aus ihren eigenen Bedingungen soll jede geschichtliche Erscheinung begriffen werden. Das ist der Stolz und vielleicht die Schranke unserer heu-

tigen Bildung, und im Jahre, da wir das Hegeljubeläum feiern, soll es nicht vergessen werden, wem diese fruchtbarste Anregung vor Allem zu danken ist.

Und so bleibt uns gesichert, was wir als den Erwerb des philosophischen Zeitalters zu schätzen haben. Wir stehen ihm fern genug, um es leidenschaftslos zu betrachten, und es ist uns doch noch so verwandt, um mehr als ein lediglich wissenschaftliches Interesse zu reizen. Indem wir uns über seine Männer und deren Arbeit verständigen, ist dies noch immer unmittelbarer Gewinn für uns selbst. Doppelt aber ist der Gewinn, wenn vollendete Kunst uns ein Gemälde aus jener Zeit in unsere Gegenwart zaubert. Indem Strauß sich an Voltaire machte, ist der rechte Mann an den rechten Stoff gekommen. Der Charakterkopf des Mannes, der fast ein Jahrhundert die französische Bildung beherrschte, ist ein Vorwurf für den Pinsel eines großen Künstlers. Strauß hat aus ihm ein Porträt ersten Ranges geschaffen.

Denn das ist es vor Allem, was den gebildeten Leser fesselt: er freut sich bei jedem Schritt des vollendeten Kunstwerks. Und wie es immer bei dem klassischen Werk ist, die Kunst verbirgt sich hinter der höchsten Einfachheit, sie scheint natürliche Leichtigkeit und Anmuth. Der Gelehrte, der Philosoph geht völlig auf im Erzähler, der doch immer im schicklichen Moment zurückzuhalten weiß, um sich nicht in epische Breite zu verkeren. Gleich von Anfang ist man mitten in der Sache. Keine lange Einleitung über die Geschichte der Menschheit im Allgemeinen, über die Bedeutung des Jahrhunderts, über die literarischen und socialen Zustände Frankreichs. Anspruchslos hebt der Griffel des Erzählers an, aber unvermerkt zeichnen sich uns die bestimmten Umrisse des Mannes, den wir kennen lernen sollen, unvermerkt die Umrisse der ganzen Zeit, in die er werdend und wirkend hineingestellt ist. Wenige Striche, und die Personen stehen lebendig vor uns; eine Anekdote, und die Interessen und Empfindungen der umgebenden Welt werden uns vertraut. Die kleinen charakteristischen Züge der Erzählung vergegenwärtigen uns rascher den Geist der Epoche, als die breiteste Entwicklung zu thun vermöchte. In der Durchsichtigkeit des Stils ist noch die ursprüngliche Form des gesprochenen Wortes zu erkennen. Die sechs Vorträge sind vor der Prinzessin Alice, der zweiten Tochter der Königin Victoria gehalten und nunmehr ihr zugeeignet, das Denkmal einer heute selten gewordenen Freundschaft zwischen einer fürstlichen Frau und einem philosophischen Geist.

Und noch ein besonderes Interesse knüpft sich an dieses Buch. Der streiftfertige rastlose Agitator, der den Franzosen als erster Repräsentant seines Zeitalters gilt, wird von einem Biographen geschildert, der auf deutscher Seite im Mittelpunkt derselben Geistesbewegung steht, wie sie sich in unserem Jahrhundert modificirt hat: der Franzose vom Deutschen, der Mann des 18. Jahrhunderts von dem des 19. Jahr-

hundreds. Die Parallele, die sich nicht bloß auf die Materien, sondern auch auf die Mittel des Kampfs, bis auf den Stül und die Waffe des Witzes hinaus erstreckt, drängt sich in jedem Augenblicke auf, und sie wird gleichzeitig immer wieder abgelenkt. Denn es ist zwar eine natürliche Sympathie, die der deutsche Verfasser für seinen Gegenstand empfindet, aber er steht ihm zugleich in vollster Freiheit gegenüber. Sparsam mit dem Urtheil, läßt er die Thatsachen selber reden. Nicht ein Gericht, so wenig wie eine Lobrede will er halten, sondern erzählen. „Lobrede wie Apologie“, sagt er, „sind die ungeeignetsten Wege, dem Wesen eines Menschen auf den Grund zu kommen und seinen Werth zu bestimmen. Der einzig rechte Weg dazu ist der, Lob und Tadel vorerst ganz aus dem Spiel zu lassen, dagegen dem Lebens- und Entwicklungsgange desjenigen, den man sich zur Betrachtung und Darstellung ausersehen hat, Schritt für Schritt nachzugehen, sein Werden aus und in seiner Zeit wie sein Wirken auf dieselbe zu beobachten, seine Werke, wenn es ein Schriftsteller ist, zu studiren, aus den Handlungen seine Triebfedern und Gesinnungen, aus den Schriften seine Fähigkeiten und Ansichten zu ermitteln, im Lichte den Schatten, aber auch im Schatten das Licht aufzusuchen, und so zuletzt ein Gesamtbild vor sich und Andern aufzustellen, dessen Ergebnis man um so weniger versucht sein wird, in einem kurzen Schlagwort auszusprechen, je sorgfältiger die Beobachtung war und je bedeutender der Mann ist, dem sie gegolten hat.“

Wenn man in Voltaire gemeinhin das große Talent und den kleinen Charakter unterscheidet, so zeigt Strauß, daß auch mit diesem allgemeinen Urtheil nicht volle Gerechtigkeit geübt wird. Denn auch das Talent hat seine Schwächen, und auch dem Charakter fehlt es nicht an edlen und lebenswürdigen Seiten. Eine sorgfältig ordnende Hand gehörte dazu, um Licht und Schatten billig zu vertheilen. Wir lernen den Mann kennen mit all seinen Fehlern und Tugenden, mit all den widersprechenden Zügen, die nur die oberflächliche Betrachtung mit einem einfachen Prädicat abzufertigen vermag. Von den vielen unschönen Eigenschaften, die uns an der Person Voltaire's aufstoßen, wird ihm nichts geschenkt, der Geiz und die Bosheit, die Eitelkeit und die Nachsicht sind nicht verschwiegen. Doch der gleichmüthige leidenschaftslose Vortrag verbreitet ein milderndes Licht auch über die Fehler; es sind ja vergangene Dinge, die uns nichts mehr angehen, während das Große, das Voltaire geleistet, bleibenden Werth besitzt. Und so ist der Gesamteindruck, den wir von dem Spötter von Ferney erhalten, schließlich allerdings günstiger, als der allgemein geläufige, günstiger als er z. B. noch bei Hettner erscheint; aber nicht, weil Strauß gegen die Schwächen seines Helden nachsichtiger wäre, sondern weil er den endlichen Theil des bedeutenden Geistes mit überlegener Fronte zu behandeln weiß. Das Treffliche

wird mit warmem Antheil in das rechte Licht gerückt; über der ganzen Darstellung aber schwebt eine glückliche Laune, die jede Spur von Voreingenommenheit entfernt hält und auch dem Leser die behaglichste Stimmung mittheilt.

Recht bezeichnend ist das Urtheil, mit welchem sich Strauß bei der einst vielbewunderten und dann vielgeschmähten „Pucelle“ Voltaire's bescheidet. Die Dichtung, sagt er, ist aus dem frivolen Sinn der höheren Gesellschaftskreise jener Zeit herausgeschrieben, darum war sie der Zeit auch nach dem Sinne. Wie sie nach und nach entstand und lange Jahre nur in Abschriften umging, war, einer solchen habhaft zu werden, das Ziel eifriger Bewerbung von Fürsten und Prinzessinnen, das Gedicht der feinsten Leckerbissen, seine Kenntniß gleichsam das geistige Erkennungszeichen der guten und besten Gesellschaft. Auch hatte das Gedicht für jene Zeit nur allzuvieler Wahrheit; die Frauen der höheren Kreise waren zum guten Theil so, wie sie hier geschildert wurden. Wir heutigen legen das Gedicht, nachdem es uns zuweilen ergötzt, öfter abgestoßen hat, ziemlich gleichgiltig aus der Hand, weil es für uns nicht mehr die Wahrheit enthält. Wir wissen, daß das Weib so nicht ist oder doch nur unter besonderen Umständen so ist, und wenn es so wäre, würden wir uns nie so lustig darein finden. Unsere Lebensanschauung ist keine frivole mehr, aber wir begreifen, wie sie damals so werden konnte. . . . Eine Dichtung dieser Art kann uns nicht mehr befriedigen; im Gegentheil, wir haben uns mit aller Anstrengung auf den historischen Standpunkt ihrer Entstehung zu versetzen, um den Dichter nicht härter zu beurtheilen, als er zu beurtheilen ist, und ihm insbesondere das Behagen nicht zu verargen, das aus jeder Zeile dieser Dichtung spricht. In der That, wenn irgend etwas, so hat Voltaire die Pucelle „con amore“ gearbeitet. Ein jedes Zeitalter freut sich seiner neuerrungenen Weisheit, mag es eine wahre oder falsche sein, besonders wenn es eine heitere Weisheit ist; in Voltaire's Pucelle, können wir sagen, genoß das achtzehnte Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen bessern Eigenschaften leider nicht zu trennen ist.

Solche Urtheile sind charakteristisch für den hohen und unbeengten Standort, welchen der Kritiker einnimmt. Ihm ist auch das persönlich Frivole im Verhalten Voltaire's zur Kirche ein interessantes Problem vielmehr, denn ein Gegenstand scheltenden Eifers. Bekanntlich nahm Voltaire keinen Anstand, dieselben Gebräuche seiner Kirche mitzumachen, die ihm Gegenstand der schneidendsten Spöttereien waren. Sein Wahlspruch war, wie er einmal an d'Alembert schrieb: „Ich bin ein warmer Freund der Wahrheit, aber gar kein Freund vom Martyrthum“; und dies war auch vornehmlich der Grund, warum er seine zahllosen Streitschriften meist unter fremden Namen

in die Doffentlichkeit brachte. Als Gutsherr der Befizung Ferney glaubte er überdies auch in kirchlicher Beziehung seine bestimmten Pflichten zu haben über die er sich nicht wegsetzte, und seine Rechte, die er sich nicht nehmen ließ. Eines Tages — er war damals 74 Jahre alt — ließ er sich in der Kirche die Absolution ertheilen, um am folgenden Sonntag zum Abendmahl zu gehen. Aber er hatte es noch auf eine Ueberraschung der versammelten Gläubigen abgesehen. Nachdem er nämlich communicirt hatte, ergriff er das Wort und hielt eine schwunghafte Rede wider die Sünde des Diebstahls, die in letzter Zeit vielfach in der Gemeinde verübt worden war. Er hatte die Kirche selber gebaut, — „Deo erexit Voltaire“ — und mochte denken, daß ihm in derselben auch verstattet sein werde, eine Rede mit Mahnungen zu tugendhaftem Wandel zu halten. Der Pfarrer aber berichtete den bedenklichen Fall an den Bischof, und dieser verhängte über Voltaire eine Art kleinen Bann, indem er allen Pfarrern und Mönchen des Sprengels verbot, ohne seine besondere Erlaubniß dem Gutsherrn Absolution oder Abendmahl zu ertheilen. Nun reizte es Voltaire, diesem Verbot ein Schnippchen zu schlagen, und wie ein Jahr um war, sann er darauf, wie er den Pfarrer dazu bringen könne, ihm die untersagte Spendung zu reichen. Zu diesem Zweck wird eine vollständige Komödie aufgeführt. Voltaire stellt sich todtkrank, aber weder durch Bitten noch Drohungen läßt sich der Pfarrer bewegen, bis er beim Oberhirten angefragt hat, und dieser macht zur Bedingung, daß Voltaire zuvor ein Glaubensbekenntniß unterzeichne. Der Pfarrer schickt nun einen Mönch zur Beichtabnahme, und Voltaire sagt diesem das Confiteor und Credo in einer Weise nach, daß der Secretär vor der halboffenen Thür sich todtlachen wollte; wie ihm aber das Glaubensbekenntniß zur Unterzeichnung vorgelegt wird, weiß er den Mönch hinauszuziehen, zu verblüffen, zu überlisten, sodas ihm schließlich gelingt, die Absolution zu erhalten, ohne daß die vorgeschriebene Bedingung erfüllt ist; der Pfarrer, der meint, das Glaubensbekenntniß sei unterschrieben, reicht ihm das Abendmahl, und der verstellte Kranke wartet nur noch die Entfernung der Personen ab, um lustig, daß er gewonnen, aus dem Bett zu hüpfen und in den Garten zu eilen. Man wird diese Scene verschieden beurtheilen können. Für Strauß ist sie ein culturhistorisches Sittenbild. Die Hauptsache ist ihm, daß solcher tolle Uebermuth aus einer Denkart entspringt, welche dem modernen Menschen fremd ist: „die Stellung, die sich Voltaire zu den Gebräuchen seiner Kirche gab, ist von der Art, wie sich in unseren Tagen Männer von entsprechender Denkart dazu stellen, so ziemlich das Gegentheil. Wir lassen uns mit jenen Dingen nur insoweit ein, als wir es ohne bürgerliche Verdrießlichkeiten für uns und die Unrigen nicht vermeiden können. Voltaire im Gegentheil betrachtete es als Ehrensache, sich von der Geistlichkeit

den Antheil an den Uebungen, so lächerlich sie ihm auch im Innern waren, nicht entziehen zu lassen. Und das that er nicht bloß, um den bürgerlichen Nachtheilen zu entgehen, die sich an solche Ausschließung knüpften und die damals allerdings noch ungleich bedeutender waren, als sie es heute selbst in der katholischen Kirche sind; sondern dieses Possenspiel mit der Geistlichkeit, sie zur Spendung ihrer Siebensachen an ihn zu zwingen, von dem sie wußten, daß ihm dieselben ein Spott waren, machte ihm ein unendliches Vergnügen.“

Uebrigens ist Strauß im Stande, Voltaire von einem der schwersten und geläufigsten Vorwürfe loszusprechen. Jedermann kennt das geflügelte Wort: *Ecrasez l'infame*, das Voltaire als sein *Ceterum censeo* und meist wie eine Geheimformel in abgekürzter Schreibart: „*écr. l'infm.*“ an den Schluß einer großen Zahl seiner Briefe an die vertrautesten Gesinnungsgenossen gesetzt hat. Was bedeutet das infame? Gewöhnlich versteht man darunter niemand Geringeres als Christus selbst und findet daher eine Blasphemie darin. Nun zeigt aber Strauß, daß *l'infame* in dem Voltaire'schen Refrain gar nicht ein Er, sondern eine Sie ist. *Adieu, mon dur philosophe*, schreibt er z. B. einmal an d'Alembert, *si vous pouvez écraser l'inf., écrasez la et aimez-moi*. Dasselbe läßt sich an einer Reihe von Stellen nachweisen, aus welchen zugleich hervorgeht, daß unter der Infamen im Kreise der Eingeweihten nichts anderes verstanden wurde, als der Aberglaube, der Fanatismus, schließlich die christliche Kirche mit ihren Dogmen als die Wurzel dieser Uebel, — *mais les dogmes de notre infame gâtent tout*, schreibt einmal Friedrich der Große an seinen philosophischen Freund.

Das Verhältniß Friedrichs zu Voltaire hat immer als eine der interessantesten Episoden im Leben des einen wie des anderen Mannes gegolten und wird von Strauß nach den persönlichen Begebnissen wie auf Grund der gesammelten Correspondenz eingehend geschildert. Die Uebersiedlung Voltaire's an den Berliner Hof erfolgte bekanntlich erst im Jahr 1750, als sein Verhältniß zur Marquise du Châtelet einen tragischen Abschluß gefunden hatte. Aber die erste Annäherung reicht in die Zeit, da der Kronprinz noch zu Rheinsberg in der Mark seinen literarischen Musenhof hielt. „Dem feurigen Prinzen war es nicht genug, den bewunderten Schriftsteller nur in der Stille, als Leser seiner Werke, zu verehren; es drängte ihn, diese Verehrung ihm erkennen zu geben und dadurch vorerst eine briefliche Berührung mit ihm herbeizuführen, bis die Verhältnisse eine persönliche gestatten würden. Am 8. August 1736 schrieb Friedrich den ersten Brief an Voltaire und eröffnete damit eine Correspondenz, die mit wenigen Unterbrechungen die beinahe 42 Jahre bis zu Voltaire's Tod fort dauern und für beide Männer

Grenzboten III. 1870.

immer mehr zum Lebensbedürfnisse werden sollte. Dieser Briefwechsel, wie er in der neuesten Ausgabe der Werke des großen Königs in drei stattlichen Bänden und 570 Nummern vor uns liegt, bietet von mehr als einer Seite ein nicht gewöhnliches Interesse. Es sind die zwei bedeutendsten Männer ihrer Zeit, die Vertreter zweier Nationen — denn Friedrich, wenn auch französisch gebildet, verleugnet doch die deutsche Art und Natur keineswegs —, in ganz verschiedenen Lebensstellungen, doch einer wie der andere in der seinigen der Erste, die sich so vertraut, wie es zwischen einem Fürsten und einem Schriftsteller möglich ist, in all den verschiedenen Situationen, wie sie sich in einem ereignisreichen Leben während eines so langen Zeitraums ergeben, einander mittheilen. Eben diese Veränderungen in der Stellung, der äußeren sowohl als der inneren, bei beiden Männern verleihen ihrem Briefwechsel in seinem Verlauf die spannende Anziehungskraft eines Dramas, eines Romans. Außerlich, wie der Prinz zum König, der König zum siegreichen Feldherrn, dann zum weisen Gesetzgeber und Herrscher, endlich durch furchtbare Schicksalsproben hindurch zum unüberwindlichen Helden, zum großen Manne des Jahrhunderts emporkwächst; während auf der anderen Seite der Schriftsteller, bei steigender Leistung doch äußerlich noch in schwankender Stellung, nach mancherlei Ortswechseln und Versuchen, sich endlich eine Existenz zu gründen weiß, in welcher er dem königlichen Gönner in fürstenmäßiger Unabhängigkeit gegenübersteht, — schon diese Veränderungen in der äußeren Stellung der beiden Theile bringen in ihren brieflichen Verkehr einen Wechsel des Tons und der Stimmung, der Lichter und Farben, der nicht bloß reizend, sondern, da es zwei gehaltvolle Menschen sind, die sich darin zeigen, zugleich überaus lehrreich ist. Die tiefste Anziehungskraft des Briefwechsels aber liegt in den inneren Wandlungen, welche das Verhältniß der beiden Männer erfährt. Der Anfang gleicht einem schönen Morgen: Der 24-jährige Prinz voll Kraftgefühl und Bildungsdrang, der aber Alles, was in ihm ist, erst künftig noch zu bewähren hat, kommt dem 42-jährigen, längst weltberühmten Schriftsteller mit der wärmsten Huldigung entgegen, die von diesem gewandt und anmuthig, mit freundlicher Zuvorkommenheit erwidert wird. Einzelne Vorzeichen möglicher Trübung des schönen Verhältnisses fehlen während der folgenden Jahre, die beide Männer einige Male zusammenführen, zwar nicht: doch erst als es dem einen gelungen ist, den andern ganz an sich zu ziehen, erst als Voltaire zu bleibendem Aufenthalt an Friedrichs Hof gekommen ist, ergeben sich ernste Verwickelungen, die Anziehung schlägt mit einem Male in Abstoßung um, der Briefwechsel hört auf, und aus den Aeußerungen beider Theile in Briefen an dritte Personen spricht eine Erbitterung, die das Verhältniß als unwiederbringlich vernichtet erscheinen läßt.

„Und doch ist es das nicht; aus der Asche zucken erst nur einzelne Funken des unerlöschenen Antheils auf, die sich langsam und stufenweise zwar nicht mehr zur himmelan lodernden Opferflamme von ehemals, doch zum stetigen Herdfeuer entzünden, das den fröstelnden Lebensabend der beiden Männer wohlthätig erwärmt. Es ist Entzweiung und Versöhnung, Verwickelung und Lösung, und wenn auch nicht Läuterung, doch Beschwichtigung in diesem Briefwechsel; nach den lieblichen, doch mitunter auch leichten oder manierirten Melodien des Anfangs, den zerreißenen Dissonanzen der Mitte, denen eine lange Pause folgt, klingt er am Ende doch ebenso sanft als ernst harmonisch aus und läßt in dem befriedigten Gemüthe einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck zurück.“

Seit der Abreise Voltaire's aus Potsdam im März 1753 haben sich die Beiden nicht wieder gesehen. Im Jahre 1755 beginnt Voltaire seine Ansiedlung am Genfer See, und damit hebt die letzte Periode seines Lebens an; es kommen die Jahre, wo er sich am liebsten den Patriarchen von Ferney nennen hörte. „Voltaire's Leben war bisher ein sehr bewegtes, ein rasch fließender Strom gewesen. Von seiner Ansiedlung am Genfer See an wird es ein Stillleben, aus einem Strom gleichsam selbst zum ruhigen See. Doch gilt dies nur von der Außenseite. Ein Jahr wie das andere geht ihm in friedlicher Muße, in recht ungeselliger Einsamkeit, in reger Geistesarbeit hin. Eben diese Geistesarbeit ist es aber, die in dieses äußerlich so stille Leben die lebhafteste innere Bewegung bringt. Voltaire ist niemals so thätig, so productiv gewesen, wie in dieser letzten Lebensperiode vom sechzigsten bis zum vierundachtzigsten Jahre. Gleichermäße die Vielseitigkeit wie die Kostlosigkeit seines Schaffens in diesen Jahren ist geradezu ohne Beispiel. Die Höhe seines Ruhmes hatte er schon vorher erstiegen, berühmter als er schon war konnte er nicht mehr werden, aber seine höchste, seine eigentlich welthistorische Bedeutung beruht vorzugsweise auf dem, was er während seines Aufenthalts am Genfer See und in Ferney geleistet hat. Um im Greisenalter noch das Bedeutendste hervorzubringen und dabei auch in der Form so beweglich, so anmuthig, so frisch zu bleiben wie in den besten Jugendjahren, dazu gehörte freilich eine so außerordentliche körperliche wie geistige Organisation, wie sie Voltaire eigen war; doch war er auch durch die äußeren Umstände in dieser letzten Zeit besonders begünstigt. „Jetzt erst zogen ihn weder höfische noch gesellige Pflichten mehr von den Studien ab; keine Rücksichten schlossen ihm den Mund und drückten auf seine Feder; als freier Mann auf eigenem Grund und Boden, nur noch mit einem Fuß in dem despotisch-pfäffischen Frankreich, und seiner gefährlichen Hauptstadt fern, sah er sich jetzt erst im Stande und aufgelegt, ohne Scheu und Schonung seine abweichende Meinung herauszu-

sagen und Alles zu rügen, was ihm an den bestehenden Verhältnissen nicht gefiel.“

Zwar setzt er noch immer seine Thätigkeit als Dichter und Geschichtsschreiber fort, und eine seiner berühmtesten Tragödien, *Tancred*, gehört diesem Zeitraum an. Allein schon in den Dichtungen, zumal der erzählenden Gattung, gewinnt das didaktische Element die Oberhand. Es sind jetzt die Zustände von Recht, Staat und Kirche der damaligen Zeit und im Zusammenhang damit theologische und philosophische Forschungen, die ihn vorzugsweise beschäftigen. Seine Schriftstellerei wird mehr als je eine polemische, und da es ihm um eine rasche und durchschlagende Wirkung zu thun war und er sich der Gaben und Fertigkeiten mehr zum leichten Reitergesecht des Witzes und der Satire, als zum schweren gelehrten Artilleriekampf bewußt war, so nehmen seine Arbeiten zum großen Theil die Gestalt von Flugschriften an. Einen wahren Wespenschwarm von Streit- und Spottschriften läßt er jetzt von schweizerischen und holländischen Pressen aus in die Welt und insbesondere nach Frankreich fliegen. Er ist der Mittelpunkt eines Kreises gleichgesinnter, nach gleichen Zielen wirkender Männer, denen er die Losungsworte ertheilt. In diese Zeit fällt endlich die rastlose Thätigkeit, die er für die Familie Colas, für die Familie Sirven, für eine Reihe anderer Opfer des religiösen Fanatismus und einer verrotteten Rechtspflege entwickelt, lauter Fälle, welche in dem Spötter zugleich einen ernsten Sinn und ein warmes Herz zeigen.

Ein ernster Sinn läßt sich aber auch Voltaire, dem Philosophen, nicht absprechen. In das Scherzen und Spotten verfällt er in der Regel nur, wenn er es mit menschlichem Dünkel zu thun hat, der sich einbildet, die endlosen Probleme des Denkens endgiltig gelöst zu haben. Es war ihm wirklich darum zu thun, über die letzten Zwecke des Daseins sich selbst zu verständigen. Die großen Fragen nach der Existenz Gottes, nach der Natur und Bestimmung des Menschen, der Freiheit des menschlichen Willens, der Unsterblichkeit der Seele haben ihn lebenslänglich und ernsthaft umgetrieben. Originell ist er als Philosoph allerdings nicht, sondern in der Hauptsache Bearbeiter englischer Forschungen; dabei erweist er sich aber, wie Strauß sagt, durchaus als freier Meister des Stoffs, den er mit unvergleichlicher Gewandtheit von allen Seiten zu zeigen, in alle möglichen Beleuchtungen zu stellen und dadurch, ohne streng methodisch zu sein, auch den Forderungen der Gründlichkeit zu genügen weiß. Es ist sehr bezeichnend, daß ihn ein bestimmtes erschütterndes Ereigniß, das Erdbeben von Lissabon am 1. Nov. 1755 ganz besonders beschäftigte; in Gedichten, Romanen und Tractaten kommt er auf das fürchterliche Unglück zurück, um daran seine Betrachtungen anzuknüpfen, wie das

Uebel in die Welt gekommen ist, wie es zu verstehen, wie es mit dem guten Gott und mit der besten Welt zu vereinigen sei.

Mit Unrecht nennt man Voltaire einen Atheisten. Bekanntlich ging Diderot zuletzt bis zur Leugnung Gottes fort, aber Voltaire hielt sich consequent an jenen vernünftigen Deismus, der auf einer dualistischen Betrachtung der Welt beruhend die vorherrschende Denkart jener Zeit war. Er hielt den Glauben an einen Gott nicht bloß für ein Bedürfniß der rohen Mehrheit der Menschen, während der philosophisch Gebildete sich seiner entschlagen könne. Vielmehr fand Voltaire den Gottesglauben auch für sich selbst unentbehrlich. Er blieb dabei, daß wir mit dem Aberglauben nicht auch den Glauben, mit den Priestern nicht Gott wegwerfen dürfen. Dagegen schienen ihm allerdings die Gründe, welche gegen die Annahme der persönlichen Unsterblichkeit sprechen, überwiegend, nur kam er damit etwas ins Gedränge bei dem Werth, den er auf den Glauben an den vergeltenden Gott legte. In der Kritik dieser philosophischen und theologischen Versuche Voltaire's und der ganzen Weltanschauung, worauf sie ruhten, bewährt Strauß wieder seine ganze unvergleichliche Meisterschaft.

In Jesus sah Voltaire einen ehrlichen Schwärmer, einen guten Menschen, der, von vorwurfsfreien Sitten, eine treffliche Moral lehrte, eine Art „ländlichen Sokrates“. Doch gehörte ihm, abgesehen von der Schwärmererei, die ganze Erscheinung einer zu niederen Bildungsstufe an, als daß sie ihm hätte sympathisch sein können. Mit dem, was man aber später Christenthum getauft hat, hat seiner Meinung nach Jesus nichts zu schaffen; dieser ist bloß der Vorwand unserer phantastischen Lehren, unserer Religionsverfolgungen geworden, aber er ist nicht ihr Urheber. So sah denn Voltaire in der Kirchengeschichte nur eine Reihe von Verirrungen des menschlichen Geistes, und die Summe seiner Ansichten über das Christenthum hat er am Schluß seiner Abhandlung: „Gott und die Menschen“ in folgenden Worten ausgesprochen: „Swift hat eine schöne Schrift geschrieben, worin er bewiesen zu haben glaubt, es sei noch nicht Zeit, die christliche Religion abzuschaffen. Wir sind seiner Meinung. Zwar ist sie ein Baum, der bis jetzt nur tödtliche Früchte getragen hat; doch wollen wir nicht, daß man ihn umhaue, sondern nur, daß man ihn pflanze. Wir schlagen vor, in der Moral Jesu alles dasjenige zu erhalten, was der allgemeinen Vernunft angemessen ist, der aller großen Philosophen des Alterthums, aller Zeiten und aller Orte, der Vernunft, die das ewige Band aller Gesellschaften sein muß. Beten wir das höchste Wesen durch Jesus an, da die Sache einmal bei uns eingeführt ist. Die fünf Buchstaben, die seinen Namen ausmachen, sind ja wohl kein Verbrechen. Was liegt daran, ob wir dem höchsten Wesen unsere Huldigungen durch Confucius, durch Marc Aurel,

durch Jesus oder einen anderen darbringen, wenn wir nur rechtschaffen sind. Die Religion besteht doch sicherlich in der Tugend und nicht in dem ungeheuren Plunder der Theologie. Die Moral kommt von Gott und ist überall dieselbe; die Theologie kommt von den Menschen und ist überall anders und überall lächerlich. Die Anbetung eines Gottes, der bestraft und belohnt, vereinigt alle Menschen; die verruchte und verächtliche Theologie entzweit sie . . . Noch einmal: beten wir Gott durch Jesus an, wenn es sein muß, wenn die Unwissenheit so groß ist, daß dieses jüdische Wort noch ausgesprochen werden soll; aber es sei nicht mehr das Lösungswort für Raub und Mord.“ Eine charakteristische Probe von Voltaire's satirischer Behandlung theologischer Dinge gibt Strauß, indem er im Anhang eine Uebersetzung des wichtigen Gesprächs: „das Mittagsmahl des Grafen von Boulainvilliers“ mittheilt.

Diese philosophischen und theologischen Ansichten Voltaire's sind nicht mehr diejenigen der Gegenwart, oder genauer: sie enthalten auch für uns Wahrheit, aber sie sind uns nur ein Theil, nur die eine Seite der Wahrheit. Herzlich aber empfinden wir mit, wenn Voltaire, dem innersten Geist seines Zeitalters Worte leihend, der Fortschritte der Civilisation sich freut, die er mit erleben, mit befördern durste. „Segnen wir die glückliche Revolution“, schreibt er im Jahre 1767 an d'Alembert, „die sich im Laufe der letzten 15—20 Jahre in den Geistern vollzogen hat; sie hat meine Erwartungen übertroffen.“ Und ein andermal im gleichen Jahr an denselben: „Bei Gott, das Zeitalter der Vernunft ist angebrochen. O Natur, ewiger Dank sei dir gesagt!“ Fast überall jedoch, wo Voltaire seine Freude über diesen Umschwung äußert, fügt er eine höchst bezeichnende Beschränkung hinzu. „Wir müssen zufrieden sein,“ schreibt er um die gleiche Zeit an denselben, „mit der Verachtung, worein die Infame bei allen anständigen Leuten in Europa gefallen ist. Das war alles, was man haben wollte und was nöthig war. Man hat nie den Anspruch gemacht, Schuster und Mägde aufzuklären; das ist Sache der Apostel.“ Oder wenn er einmal zwei Jahre später schreibt: „Wir werden bald einen neuen Himmel und eine neue Erde haben; ich meine, für die anständigen Leute; denn was das Paß betrifft, so ist der dümmste Himmel und die dümmste Erde gerade das, was sie brauchen.“ Anständige Leute und Paß, das sind die beiden Menschenklassen, zwischen denen nach Voltaire eine unübersteigliche Kluft befestigt ist, sodasß nur die einen zum Lichte der Aufklärung berufen, die anderen zu bleibender Nacht und Dummheit verdammt sind.

Dem entsprach auch die politische Denkart Voltaire's durchaus. Er war kein Demokrat und so wenig wie in der Philosophie, huldigte er in der Politik radicalen Ansichten. Bei der Bekämpfung der Hierarchie, die ihm immer

das höchste Anliegen war, wollte er sich auf das monarchische Princip stützen, und er bedauerte nur, daß die Fürsten nicht einsähen, wie auch sie ihrerseits sich nicht auf die Geistlichen, sondern auf die Philosophen stützen mußten. Von der Masse her erwartete er kein Heil: die Fürsten, mit den Philosophen, mit den Gebildeten überhaupt im Bunde, müssen die neue, bessere Zeit heraufführen; „das Volk“, schrieb er um 1768, „wird immer dumm und barbarisch sein; es sind Ochsen, die ein Joch, einen Stachel und Heu brauchen.“ In diesem Stücke war ihm Rousseau einen guten Schritt voraus, und Strauß bemerkt dazu: „In der Erfahrung wird Voltaire immer bis auf einen gewissen Punkt Recht behalten, aber als Ziel müssen wir mit dem anderen daran festhalten, daß alle Menschen die Fähigkeit und den Anspruch haben wirkliche Menschen zu werden.“

Damit schließen wir diese Anzeige und fügen für den Leser den Rath hinzu, sich selbst an der lebensvollen Darstellung zu erfreuen, die zuletzt in einem gerecht abwägenden, überaus fein und anziehend begründeten Gesamturtheile gipfelt. Es war im Jahre 1770, daß zuerst die Freunde Voltaire's auf den Gedanken einer Subscription kamen um ihm ein Standbild in Marmor herstellen zu lassen. Das Standbild kam auch zur Ausführung und ziert jetzt die Räume des Nationalinstituts. Heute nach genau hundert Jahren wird ihm ein anderes Denkmal in Erz, aus einer wahrhaft populären Subscription hervorgegangen, auf öffentlichem Platze in Paris aufgestellt. Und zu gleicher Zeit hat ihm der Deutsche ein Denkmal gesetzt — aere perennius.

W. L.

### Literatur.

Wilhelm Müller, Politische Geschichte der Gegenwart. III. Das Jahr 1869. Berlin. J. Springer 1870.

Diese Uebersicht über die politische Geschichte der Gegenwart ist in ihrem dritten Jahrgang erschienen. Die Methode des Verfassers, ein Geschick klarer, übersichtlicher Zusammenstellung, seine Zuverlässigkeit und patriotische Tendenz sind bereits bekannt. Der Werth einer solchen Darstellung zeigt sich aber vielleicht besonders deutlich an einem Jahr, das — wenigstens was unsere nationale Entwicklung betrifft — so wenig hervorragendes, von selbst im Gedächtniß haftendes aufweist. Im Zusammenhang betrachtet zeigt auch die deutsche Geschichte des abgelaufenen Jahres,